

ROLAND FREISITZER

DIE BEFREIUNG

ROMAN

LESEPROBE



© 2023, Septime Verlag, Wien
Alle Rechte vorbehalten.

Lektorat: Teresa Profanter
Umschlag und Satz: Jürgen Schütz
Umschlagmotiv: © i-stock
Druck und Bindung: Florjančič tisk d.o.o.
Printed in the EU

ISBN: 978-3-99120-021-5

www.septime-verlag.at

www.facebook.com/septimeverlag | www.instagram.com/septimeverlag

1

Sie setzt sich an einen Tisch an der Fensterfront, von dem man gute Sicht auf den Barbereich und den Fluss hat. Draußen schiebt sich gerade ein qualmender alter Touristendampfer am Lokal vorbei. Er ist so nah, dass sie die Aufregung in den Gesichtern der überwiegend grauhaarigen Passagiere erkennen kann. Am Achterdeck tanzen vereinzelte Paare eng umschlungen zu den Klängen einer vierköpfigen Band. Ein kurz aufflackernder Streit, ein paar Tische von ihrem entfernt, holt ihre Aufmerksamkeit ins Lokal zurück. Sie lässt den Blick durch den Raum schweifen und sieht den fragenden Blick der Barkeeperin. Sie erwidert ihn mit einem Nicken.

Der Mann ist noch nicht hier, doch sein Stammplatz an der Bar wird bereits von einem kleinen Fahnenhalter mit Fußballwimpeln bewacht, die die für Stammgäste reservierten Plätze kennzeichnen. Die Bedienung bringt ihr den ersten Gin Tonic des Abends – wie viele werden heute folgen? –, an dem sie nippt, während sie den Eingangsbereich beobachtet. Noch ist es hier ruhig. Von Zeit zu Zeit schaut das eine oder andere Pärchen zur Tür herein, zumeist händchenhaltende Touristen mit um den Hals baumelnden Fotoapparaten. Die meisten von ihnen verlassen das Lokal sofort wieder, die anderen nach dem ersten Drink. Hier bleiben überwiegend Männer hängen. Durstige Männer auf der Suche nach einem preisgünstigen sexuellen Abenteuer. Dazu die jungen Frauen, die sich, um ihre Kinder oder Eltern ernähren zu können, für diese sexuellen Abenteuer zur Verfügung stellen.

Und der Mann, der noch nicht hier ist.

Und sie.

Kurz nach achtzehn Uhr erscheint er, das obligate Buch in

der linken Hand, und blickt sich, noch im Türrahmen stehend, misstrauisch im Lokal um. Nach kurzem Zögern tritt er ein und geht zielstrebig zur Bar.

Seit vier Tagen sitzt er jeden Abend hier und wird das *Hemingway's Hell* wohl auch heute – oder eher morgen – wieder erst zur Sperrstunde verlassen, die nach Lust und Laune des Besitzers variiert. Wankend und zeitgleich mit ihr, die Abend für Abend daran arbeitet, ihre Gedanken bis zur Sperrstunde in Alkohol zu ertränken. Dabei erringt sie allerdings immer nur kleine, unwichtige Tagessiege gegen ihre Erinnerungen, mehr schafft sie nie. Am Morgen danach drängen die nur oberflächlich weggespülten Gedanken zielstrebig und schmerzhaft aus dem Haufen Schutt in ihrem Kopf hervor.

Sie fragt sich, ob es dem Mann ähnlich geht.

Er trinkt ausschließlich Whisky pur und raucht jeden Abend mindestens zwei Schachteln Lark. Wo er die japanischen Zigaretten in Phnom Penh besorgt, ist ihr ein Rätsel. Er sucht keinen Kontakt und ist nicht einmal an einem harmlosen Flirt mit den Kellnerinnen interessiert, egal, wie sehr sie sich darum bemühen. Weibliche Reize – und die sind hier wirklich im Überangebot vorhanden – interessieren ihn nicht. Mit einem verständnisvollen Lächeln, das beinahe wie eine Entschuldigung wirkt, erstickt er Annäherungsversuche sanft, aber deutlich bereits im Keim. Obwohl er diese freundliche, warme Ausstrahlung hat, ist doch klar, dass er seine Ruhe haben will. Während die anderen männlichen Gäste, entweder allein oder in Gruppen, das Lokal spätestens nach zwei oder drei lauwarmen, kohlenstoffarmen Krügen Angkor Beer in Begleitung einer jungen Frau verlassen, sitzt er unbeweglich über den überquellenden Aschenbecher gebeugt und nickt in regelmäßigen Abständen einer der Frauen hinter der Bar zu,

die ihm daraufhin ein weiteres Glas Whisky bringen. Immer einen doppelten. Ohne Eis.

Seine lange Leinenhose, die feinen Halbschuhe und das dezente, einfarbige Baumwollhemd passen nicht ins Bild der hier vorherrschenden Hawaiihemden, Sandalen, weißen Socken und viel zu kurzen Hosen. Der Mann sitzt einfach nur da, trinkt und raucht.

»Wieso tust du das? Wieso sitzt du gerade in diesem abscheulichen Lokal, das eigentlich *Hell's Brothel* heißen sollte, und schlägst die Zeit mit Alkohol und Zigaretten tot?«, fragt sie sich leise.

Von Zeit zu Zeit zieht er ein zerknittertes Foto aus dem Buch, das er neben sich auf der Theke liegen hat, starrt das Foto eine Weile an und steckt es dann wieder weg. Ein paar Zigaretten später öffnet er das Buch, immer an einer anderen Stelle, beginnt zu lesen und bleibt spätestens nach zwei oder drei Seiten hängen, bevor er es kopfschüttelnd zur Seite legt. Wie an allen vorhergehenden Abenden auch. In dieser Umgebung ist der Mann ebenso Fremdkörper wie sie. Mit einem Lächeln stellt ihm die Barkeeperin den ersten Whisky neben den Aschenbecher und erkundigt sich nach seinem Befinden.

Was für ein hinreißender Augenaufschlag, denkt sie, überrascht, dass sie dieses sanfte Ziehen im Bauch spürt. Zum ersten Mal seit wie vielen Jahren?

Er nickt kurz und verschwindet erneut in seiner selbst gewählten Einsamkeit. Umgeben von einer eigenartigen Traurigkeit, einer Art tief sitzenden Melancholie, die ihr Interesse geweckt hat. Seit Tagen versucht sie sich von ihrem Grübeln abzulenken, indem sie sich die Gründe für das Verhalten des Mannes vorzustellen versucht. Hat er die Liebe seines Lebens verloren? Hat sie ihm vielleicht ein anderer Mann ausgespannt?

Oder hat womöglich ein bösartiger Tumor oder ein Unfall sein Glück zerstört? Irgendetwas Tragisches muss ihm passiert sein. Warum sonst würde er hier sitzen und einsam trinken?

»Heute muss ich ihn endlich ansprechen, sonst mache ich das nie!«, sagt sie wenig später auf der Toilette zu sich, während sie beim Händewaschen in den Spiegel sieht. Sie kann sich nicht erklären, woher dieser Wunsch kommt. Auch nicht, was sie sich davon verspricht. Ob sie sich überhaupt etwas davon verspricht. »Was soll denn das schon bringen? Wieso willst du jemanden ansprechen, den du nicht kennst?«, fragt sie ihr ratlos schweigendes Spiegelbild. »Du bist doch auch zu gar nichts zu gebrauchen«, fügt sie kopfschüttelnd hinzu. Inmitten all dieser Verwirrung ist ihr nur klar, dass es sein muss. Sie will ihn kennenlernen.

Zurück an ihrem Tisch nippt sie wieder an ihrem Drink und bemüht sich vergeblich, in dem Buch weiterzulesen, in dem sie seit Wochen nicht weiter als bis Seite neun gekommen ist. Was nicht am Buch liegt, das ist ihr klar. Die meisten Wörter verschwimmen vor ihren Augen zu dunklen Flecken, die sich hämisch in Luft auflösen, bevor sie sie festhalten und zu sinnvollen Sätzen destillieren kann. Nach wenigen Minuten steckt sie das Buch zurück in die Handtasche und starrt aus dem Fenster, beobachtet die am Lokal vorbeitreibenden Menschen. Was tun? Sie sollte den Drang, den Mann anzusprechen, einfach ignorieren und heute einigermassen nüchtern zurück in die Wohnung gehen. Es ist sowieso ihre letzte Nacht hier. Wozu muss sie wissen, was den Mann zum trüben Nichtstun antreibt? Sie sollte lieber ordentlich schlafen. Um wach und bereit für das zu sein, was sie morgen erwartet. Für das, was sie nur dunkel erahnen kann. Für das, was sie in Wahrheit gar nicht kommen sehen will.

Ist mein Interesse an diesem Mann nur ein Vorwand, weil ich diese Nacht nicht allein verbringen kann?, fragt sie sich. Oder weil ich diese Nacht nicht allein verbringen will? Wie kann ich die Dämonen in mir zum Schweigen bringen?

Ein Blick auf die Uhr verrät ihr, dass es in wenigen Minuten zwanzig Uhr ist. Die letzten eineinhalb Stunden sind wie achtlos weggespült, wie so viele Stunden, Tage, Wochen, Monate und Jahre ihres Lebens. Wie von unsichtbarer Hand ausradiert aus dem Gedächtnis. Einfach so. Sie trinkt den Gin Tonic aus, der nur mehr nach den längst geschmolzenen Eiswürfeln schmeckt, und bestellt einen zweiten. »Jetzt oder nie«, sagt sie laut, als das Glas auf ihren Tisch gestellt wird, und genehmigt sich noch einen kräftigen Schluck Mut. Ein halbes Glas Mut. Reicht das? Mit dem halb leeren Glas steht sie etwas zu schnell auf, wankt dabei leicht, geht zum Tresen, platziert sich unbeholfen neben dem Mann und schafft es gerade noch rechtzeitig, ein leises Rülpsen zu verhindern. Sie lacht. Die Barkeeperin wirft ihr einen gereizten Blick zu und schüttelt warnend den Kopf. Keine Sorge, Schätzchen, ich will nicht das, was du meinst, denkt sie. Das ist so ziemlich das Letzte, was ich möchte.

Sie räuspert sich und stellt sich den Auftakt zu einer längst verstummten Symphonie vor. Zwei Schläge, der erste fürs Tempo, der zweite für die Musik. Ja, ja, genau so. Dabei muss sie lächeln.

»Was bringt dich dazu, jeden Abend allein in diesem unappetitlichen Loch zu verbringen?«, fragt sie bemüht zwanglos und hört ihre Frage wie eine fadenscheinige, schmierige Anmache im Krach der im Hintergrund lärmenden Typen verpuffen. Oh mein Gott, wie peinlich ...

Sie streckt sich, versucht, den Titel des neben ihm liegenden Buches zu erkennen. *Niemandland*. Bevor sie den Namen des

Autors lesen kann – irgendwas mit Onet –, dreht er sich ihr zu und verdeckt das Buch mit seinem linken Arm. Ohne Absicht, wie ihr scheint. Er sieht irritiert auf und kratzt sich an der un-rasierten Wange. Seine Augen sind rot und geschwollen.

»Das könnte ich dich eigentlich auch fragen, wo du doch seit Tagen ungefähr dasselbe machst«, sagt er trocken und deutet mit einer unbeholfenen Geste auf den unbesetzten Hocker zu seiner Rechten. »Daniel.«

»Clara«, sagt sie und ärgert sich, dass sie sich im Vorfeld keinen besseren Satz überlegt hat, irgendeinen anderen Satz, egal welchen, einen, der zumindest nicht so plump und anzüglich gewirkt hätte.

»Brauchst du Nachschub?«, fragt er und deutet auf ihr Glas. Sie schüttelt den Kopf und setzt sich. Er betrachtet sie nachdenklich und zündet sich eine Zigarette an. Dann hält er ihr die Schachtel hin. Sie nickt und greift zu.

»Danke.«

»Auch auf die Gefahr hin, dass das, hm ... vielleicht wie eine billige Anmache wirkt ... und bitte, versteh mich jetzt nicht falsch, aber ich bin mir ziemlich sicher, dass ich dein Gesicht schon einmal irgendwo gesehen habe«, sagt er, während er ihr Feuer gibt. »Das denke ich mir schon, seitdem ich dich hier vor ein paar Tagen zum ersten Mal gesehen habe. Vielleicht sagen dir das aber alle Männer, denen du begegnest. Sorry ... So, ich meine, du weißt schon wie, so meine ich es nicht. Jedes Mal, wenn ich geglaubt habe, mir sicher zu sein, habe ich gewusst, dass das einfach nicht sein kann. Ich meine, dass es nicht möglich ist, dass ich dich schon mal gesehen habe. Nicht weil du ein Durchschnittsgesicht hättest oder so ... Ich mache es gerade noch schlimmer, oder? Tut mir leid ... Ich frage mich nur, wieso ich eine Frau erkennen sollte, die in einer lausigen

Bar in Phnom Penh abhängt, wo es doch ungefähr vier Milliarden Frauen auf dieser Welt gibt. Eine, die außerdem, wie ich höre, aus demselben Land wie ich stammt. Ich bin mir ziemlich sicher, dass wir uns nicht privat kennen, sondern dass mir dein Gesicht aus den Medien bekannt ist. Was die Sache noch unmöglicher macht, nicht wahr? Aber ich rede mich da in eine ganz schiefe Sache rein. Mir fällt schon noch ein, wer du bist oder woher du mir bekannt vorkommst ... Spätestens, wenn ich wieder nüchtern bin ...«

»Hoffentlich nicht ...«, sagt sie.

Überrascht sieht er sie an, überlegt und lächelt kurz.

»Du warst berühmt, nicht wahr?«

Sie erwidert, dass er sich irre. Dass er sich deshalb nicht an sie erinnern könne, weil es nichts zu erinnern gäbe. Überhaupt nichts. Eine zufällige Ähnlichkeit vielleicht, nicht mehr. Sie sei einfach eine der vier Milliarden Frauen mit einem Durchschnittsgesicht, einer Durchschnittsfigur und einer Durchschnittsfrisur, keine Berühmtheit, ja nicht einmal irgendwie erfolgreich oder so, einfach ein Niemand. Eine Loserin.

»Kannst du das so akzeptieren?«, fragt sie.

Er blickt sie noch eine Weile an, zieht die Augenbrauen hoch und nickt langsam. Sie stoßen an. Danach rauchen sie eine Zeit lang schweigend. Von Zeit zu Zeit setzt er an, wie um etwas zu sagen, schweigt jedoch, bevor er sich erneut in seine Einsamkeit zurückzieht. Irgendwann fragt sie sich, ob er überhaupt noch weiß, dass sie neben ihm sitzt.

Kurz darauf sagt er fragend: »Clara Alt..., Clara Altmeer oder irgendwas mit Wasser ...« Und einen Moment später: »Du bist Clara Altwasser, die Dirigentin.« Es ist keine Frage, sondern eine Feststellung.

Kalter Schweiß lässt sie erstarren, lässt den Boden unter ihren

Füßen wanken. Das kann doch nicht sein. Ihre Hand zittert, als sie eine Zigarette nimmt und sich Feuer geben lässt. Sie konzentriert sich so lange darauf, regelmäßig daran zu ziehen, bis sie wieder festen Boden unter den Füßen hat.

»War ...«, korrigiert sie ihn. Zumindest diese Richtigstellung muss sein.

Er nickt und bestellt die nächste Runde. Dann sagt er, dass er sich dunkel an ihre Geschichte erinnern kann. Sehr dunkel. Sie könnte sich ohrfeigen. Wie dumm von ihr, ihn anzusprechen, denkt sie und beschließt, nach dem nächsten Drink still und leise aufzubrechen. Vielleicht aber auch erst nach dem übernächsten.

»Echt gut, dass es den Mistkerl erwischt hat«, sagt er nach einem kräftigen Schluck Whisky. »Nicht, dass ich das, was ihm passiert ist, irgendjemandem gewünscht hätte, aber ... irgendwie hat er das verdient ... Sorry, hör nicht auf mich, ich, na ja, ich rede einfach nur wirres Zeug. Tut mir leid.«

Clara kann nicht fassen, dass sie freiwillig den wahrscheinlich einzigen Menschen in diesem Land angesprochen hat, der sich, wenn auch nur vage, aber doch irgendwie an die Sache erinnern kann. Verdammt!

»Keine Sorge. Wir müssen nicht darüber sprechen, wenn du nicht willst. Es ist mir nur endlich eingefallen und ich wusste ja, dass mir dein Gesicht bekannt vorkommt«, sagt er. »Ich will dir den Abend jedenfalls nicht damit verderben, dass ich über Dinge rede, über die du nicht sprechen möchtest.«

»Danke. Nein, das möchte ich wirklich nicht.«

Daniel hebt entschuldigend die Hände, sucht ein Objekt zum Ablenken und findet die am Tresen liegende Zigarettenschachtel. Langsam dreht er sie ein paarmal, stellt sie auf und dreht sie wieder, zieht eine Zigarette heraus, betrachtet sie eine

Weile und steckt sie zurück in die Schachtel. Clara beobachtet ihn leicht amüsiert.

»Aber du könntest mir dafür erzählen, was dich eigentlich seit Tagen in diese Spelunke führt«, sagt sie, als das Schweigen zwischen ihnen zu laut wird.

Er überlegt, zuckt mit den Schultern, lacht sarkastisch und sagt nach einer sehr langen Pause, dass er hier das Scheitern seines zweiten Romans feiere, für den er ein großzügiges Recherche-Stipendium erhalten habe. Dafür sei diese Spelunke genau der richtige Ort. Täglich aufs Neue. Ein netteres, schöneres, saubereres, weniger verdorbenes Lokal wäre dafür einfach falsch. Komplettdaneben. Unpassend. Er habe einen in Kambodscha angesiedelten Roman schreiben wollen, die Geschichte einer Liebe zwischen einem Europäer mittleren Alters und einer jungen kambodschanischen Frau, eine Geschichte, die gut beginnt und tragisch endet. Käufliche Liebe, falsche Hoffnungen. Gewalt. Toxische Männlichkeit. Eine Geschichte, die er bewusst aus der Perspektive der Frau erzählen wollte.

»Schau sie dir doch an«, sagt er und deutet in Richtung der Tischgesellschaften. »Weiße Männer mittleren bis fortgeschrittenen Alters und junge einheimische Frauen. Höchstens dreißig Jahre alt. Der Großteil allerdings nicht einmal zwanzig. Viele noch minderjährig.« Er zündet sich eine weitere Zigarette an und erzählt, dass er bereits am zweiten Tag nicht mehr gewusst habe, wo er ansetzen müsse, um den Roman zu retten. Es seien so viele zuvor unbedachte Aspekte aufgetaucht, dass er die Geschichte aus den Augen verloren habe. Ein Roman dürfe ja kein Manifest sein. »Alles, was ich sah und hörte, hat meine Story unter einer derart höllischen *Dreckslawine*«, er spuckt das Wort regelrecht aus, »begraben, da ging einfach nichts mehr. Auch deshalb, weil ich mir beim Anhören der lähmend

traurigen und sich im Großen und Ganzen wiederholenden Geschichten wie einer dieser Männer vorkam. Als ich dann auch noch erkannte, dass es mich richtiggehend davor ekelte, ein Mann zu sein, sah ich ein, dass die Sache zu groß für mich war ... Es war mir mit einem Mal unmöglich, auf Distanz zu meinem Text zu gehen ... «, fügt er hinzu und dämpft die Zigarette seufzend aus.

»Wieso diese Geschichte? Wieso Kambodscha?«

Daniel entschuldigt sich, macht eine Geste in Richtung der Toiletten und verschwindet.

Trink aus, leg einen Schein auf die Theke und verzieh dich, hört sie eine Stimme in ihrem Kopf sagen, mach schon! Komm. Geh. Jetzt ist die Gelegenheit. Nutze sie. Doch ihre Beine sind bleischwer und lassen sich keinen Millimeter bewegen. Clara sieht durch die Glasfront und bemerkt den dunkelroten Streifen am Horizont, der den Tag von der Nacht trennt. Wenige Minuten noch, denkt sie, dann ist es finster. Dann ist es endlich wieder Nacht. Auch wenn die Erinnerungen in den Nächten öfter wiederkehren, sind die dunklen Stunden doch die, in denen sie freier atmen kann.

Daniel kehrt einige Minuten später zurück und setzt sich räuspernd auf den Barhocker, wischt sich die Hände an der Hose trocken und fingert erneut nervös an der Zigarettenschachtel herum.

»Weißt du, mein Nachbar ist oft in Thailand, Kambodscha und Vietnam herumgereist. Wir waren nicht befreundet, aber wir hatten ein gutes nachbarschaftliches Verhältnis. Hin und wieder haben wir uns auf ein mehr oder weniger stummes Bier im Lokal an der Ecke getroffen. Er war so ein typischer Mittvierziger, geschieden, Kinder komplett entfremdet. Ein richtig wortkarger Typ. Vor einigen Jahren war er in Vietnam auf

Urlaub. Und da hat er eine Frau an der Rezeption eines Hotels kennengelernt. Ausgesprochen hübsch, aber viel zu jung und vor allem, sie kannten sich erst zwei Wochen, als er ihr einen Heiratsantrag gemacht hat. Na ja, dann musste alles schnell gehen, eine kleine, improvisierte Zeremonie am Strand mit zufälligen Trauzeugen aus dem Hotel, nüchterne Unterschriften am Standesamt, oder wie auch immer das dort heißt, und ab zur österreichischen Botschaft. Irgendein Beamter, den er von irgendwoher kannte, konnte den Visumsantrag beschleunigen und so landeten die beiden nach seinem dreiwöchigen Urlaub in Wien. Die Frau hieß Thuy. Ihre gemeinsame Sprache war eine skurrile Form von Englisch. Die ersten Wochen schien alles gut zu laufen, aber dann sagte sie mal da nein, dort nein. Ich denke, dass er sie da bereits schlug. Sie wurde immer stiller, lächelte immer seltener, wenn ich sie auf der Straße traf, bis sie eines Tages um vier Uhr früh bei mir läutete, mit zerrissenem Nachthemd, Platzwunden, blauen Flecken, ein paar fehlenden Zähnen. Obwohl sie dagegen war, rief ich Polizei und Rettung ... Um die Geschichte abzukürzen: Sie weigerte sich, Anzeige zu erstatten, behauptete, dass sie im Stiegenhaus ausgerutscht sei. Dass ich sie missverstanden hätte. So ging es fast ein Jahr. Bis ...«, er schluckt heftig und bemüht sich, die Fassung nicht zu verlieren, »na ja ... er sitzt seither wegen Totschlags im Gefängnis. Man hat ihn nicht einmal des Mordes angeklagt. Kannst du mir erklären, wieso? In ein paar Jahren ist er sicher wieder frei. Ich war Zeuge beim Prozess damals, ging auch deswegen hin, weil ich die Sache verstehen wollte. Seiner Meinung nach war es einfach ein Streit, der schiefgelaufen war. Pech. Tja. Seither verfolgt mich das.«

»Oh Scheiße ...«, sagt Clara und sucht nach angemesseneren Worten.

»Ich dachte ja eigentlich, dass ich da ein gutes Thema für einen Roman hätte, eines, das anhand einer Geschichte Licht auf das Thema Femizide wirft, das sich mit dieser mir unverständlichen Gewalt auseinandersetzt, die Männer zu Mördern, zu Schlägern, zu niedrigen Wesen macht. Ich wollte es verstehen. So blöd das klingt, aber ich kann einen Raubmord viel eher nachvollziehen als einen Mann, der eine Frau schlägt oder tötet, nur weil sie ... Wie auch immer, es ist mir ja auch nicht gelungen. Und weil mein Flug nach Nagasaki erst morgen Mittag geht, sitze ich seither da und schlage die Zeit tot ...«

Sie nickt und fragt sich, ob er dem noch etwas hinzufügen will, doch er hat bereits wieder sein Whiskyglas im Visier. Etwas später fragt sie ihn, weshalb er nach Nagasaki wolle.

»Ach, das ist eine ziemlich lange und verworrene Geschichte. Richtig absurd. Die Kurzfassung: Mein bester Freund ist dort seit ungefähr zwei Jahren unter ziemlich dubiosen Umständen verschollen. Zuerst hieß es, er sei bei einem Flugzeugabsturz bei der Landung in Nagasaki ums Leben gekommen. Dann stellte sich jedoch heraus, dass er ungefähr ein Dreivierteljahr später erneut von Wien nach Nagasaki geflogen ist. Am Flughafen in Nagasaki verliert sich seine Spur dann endgültig. Vielleicht kann ich da irgendwas herausfinden. Außerdem bin ich im Scheitern ja schon recht geübt«, sagt er lächelnd.

»Das tut mir leid«, sagt sie. »Das mit deiner Nachbarin, das ist so traurig. Und das mit deinem Freund auch. Es muss furchtbar sein, wenn man nicht weiß, was mit einem nahestehenden Menschen passiert ist.«

Daniel nickt und zündet sich die nächste Zigarette an.

»Ich wünsche dir jedenfalls viel Glück bei deiner Suche«, sagt sie.

Beinahe eine Viertelstunde sieht Clara durch das Fenster

neben der Theke in die Dunkelheit hinaus. Irgendwie ist hier die Nacht dunkler, beunruhigender als woanders, denkt sie. Sie wirft einen Blick auf Daniel, der schweigend in sein leeres Whiskyglas starrt. Gegenüber, an der Spitze der Halbinsel, die den Zusammenfluss des Mekongs und des Tonle Sap überwacht, sieht sie ein hell erleuchtetes Hotel. Doch außer diesem Hotelkomplex ist kaum Licht auf der Halbinsel und dem schräg gegenüberliegenden Ufer des einem Fluss ähnelnden Sees zu sehen. Nirgendwo auf der Welt hat sie sich kleiner und verwundbarer gefühlt als hier in Kambodscha, obwohl sie hier endlich Ruhe gefunden hat, stellt sie fest.

»Du hast gesagt, dass du nicht darüber sprechen willst, aber ich frage dich jetzt trotzdem: Was ist damals eigentlich passiert?«, fragt Daniel, als er sie in ihrer Handtasche nach dem Portemonnaie suchen sieht. »Bitte, geh noch nicht ...«

Clara sieht ihn an. Daniel ist eindeutig nicht mehr ganz nüchtern, trotzdem wirkt seine vertrauenswürdige und höfliche Ausstrahlung beruhigend auf sie. Ein kleiner Wurm regt sich in ihr, setzt sich langsam in Gang, stößt Verdecktes und in viel zu geringer Tiefe Begrabenes auf, treibt ihr einen kalten Schauer über den Rücken und lässt sie erstmals seit Jahren in Erwägung ziehen, von sich zu erzählen. Eine Art Intuition, ein Drang, der ihr deutlich macht, dass sie sich wirklich danach sehnt, zu erzählen. Alles zu erzählen. Daniel wirkt auf sie wie ein Mensch, der geradezu prädestiniert dafür zu sein scheint, traurige Geschichten verdauen zu müssen. Doch ihre muss da nicht auch noch dazukommen. Trotzdem hat sie das Gefühl, es sei Zeit, einmal alles auf den Tisch zu legen. Oder manövriert sie sich gerade in eine Sache, die sie ebenso bereuen wird wie so viele andere Momente in ihrem bisherigen Leben? Sollte sie mit ihrer hart erkämpften Unsichtbarkeit nicht zufrieden sein? Wozu diese aufs Spiel setzen? Doch

der Gedanke ist längst gesät, sie spürt, wie er keimt, sie spürt, dass nur mehr ein winziger Impuls notwendig ist, um das lähmende Schweigen zu brechen, das ihr in den letzten Jahren einen trügerischen Schein von Sicherheit gab. Vielleicht ist es notwendig, die Geschichte einmal von Anfang bis Ende zu erzählen. Einem Fremden, einem, der ein guter Mensch zu sein scheint. So viele Jahre Schweigen und jetzt erzählen? Eine Befreiung?

Sie sucht den Blick der Bedienung, die bereits nickt, bevor Clara auf ihr leeres Glas deuten kann. Sie trinkt einen weiteren Schluck Mut, sieht die Bilder im Kopf rasen, es gibt kein Zurück mehr. Kein Halten. Soll sie die Geschichte wirklich wieder ans Licht holen, jetzt, wo doch endlich Gras über die ganze Sache gewachsen ist? Sie weiß, dass sie sich belügt. Schamlos belügt. Es wird nie genug Gras über die Sache gewachsen sein. Nicht, solange sie die Erinnerungen bei jeder Gelegenheit heimsuchen und sie am Leben hindern. Es muss sein, sie muss sich noch einmal mit dieser Sache befassen, alles rauslassen und darauf hoffen, dass sie dann damit abschließen kann, denkt sie. Sie schließt die Augen, sieht sich am Fünfmerturm stehen, ängstlich, zitternd, hört in weiter Ferne die kichernden Klassenkameradinnen und die grölenden Buben, hört den Sportlehrer von unten rufen, dass sie kein feiges Mädchen sein soll; sie atmet tief ein, noch tiefer, stellt sich auf die Zehenspitzen und lässt sich langsam vorwärtsfallen, ins Leere, fliegt taumelnd und drehend der Wasseroberfläche entgegen.

»Willst du das wirklich wissen?«, fragt sie und öffnet die Augen, bevor sie auf der Wasseroberfläche aufprallen kann.

»Ja, natürlich möchte ich das. Ich erinnere mich noch dunkel an die Hetzjagd auf dich in den Medien, seine prominenten Freunde, die ihm alle einen Heiligenschein verpasst haben. Details weiß ich allerdings keine mehr.«

»Wieso interessiert dich das überhaupt?«

Er überlegt eine Weile. »Ich kann es nicht wirklich gut ausdrücken, aber irgendwie habe ich das Gefühl, dass es wichtig ist. Für dich und für mich«, erklärt er. »Die widerlichen Typen dieser Welt bekämpfen kann ich nicht ... Ich dachte, vielleicht mit Worten ...« Nach einer Weile ergänzt er: »Ich habe beim Lesen von Büchern viel über mich, das Leben und den Umgang mit anderen Menschen gelernt. Die Literatur hat mich geformt, auch wenn das vielleicht naiv klingt. Aber diese Naivität ließ mich ... nein, sie lässt mich noch immer hoffen, dass auch ein Roman etwas bewirken kann.«

»Ich frage mich nur, wieso du dich an meine Geschichte erinnerst«, sagt Clara. »Sie ist ja nur eine von vielen Geschichten, die sich im Grunde nur in Details unterscheiden.«

»Das mag sein. Ich weiß nur, dass sich deine Geschichte damals, als sie in den Medien war, in meinem Kopf festgesetzt hat. Wie ein ungebetener Gast, weißt du, einer, der mich noch lange danach, beinahe immer, wenn ich mit klassischer Musik zu tun hatte, an dich erinnert hat. Deshalb wollte ich immer wissen, was aus dir geworden ist. Du warst ja von einem Tag auf den anderen weg. Keine Konzerte mehr. Nichts. Und die Suchmaschinen, die wussten auch nichts.«

»Wie ein ungebetener Gast, echt jetzt?«, fragt Clara, doch Daniel ignoriert die Frage. »Allein der Gedanke, dass ich von einem auf den anderen Tag nichts mehr mit der Literatur zu tun haben könnte, wieso auch immer, macht mich komplett fertig ... Aber ich verstehe dich ... Es muss ja wirklich nicht sein ... Wir können einfach weiter trinken und unsere Vergangenheiten ertränken«, sagt er, als er ihre feuchten Augen bemerkt. »Wenn sie nur nicht immer wieder auftauchen würde, die Vergangenheit, weißt du, so wie bei mir ... In jeder jungen

Frau hier sehe ich Thuy. Kannst du dir das vorstellen? Sehe die Bilder, wie sie bei mir saß mit ihrem zerrissenen Nachthemd und den Blutergüssen, wie sie mich im Stiegenhaus lächelnd grüßte ... Sehe, wie die Bestatter den grauen Sarg im Stiegenhaus hinuntertrugen. Es gibt keine Löschtaste für diese Bilder. Und jedes Mal, wenn ich sie sehe, frage ich mich, ob ich es nicht verhindern hätte können.«

Da spürt sie ihre Knie weich werden, hört ihr Herz rasen und fühlt die Beklemmung in der Kehle wachsen, die, wie sie weiß, dazu führen wird, dass sie gleich losheulen wird, wenn sie sich nicht schleunigst auf andere Gedanken bringt. »Entschuldige mich bitte kurz«, sagt sie mit brechender Stimme und verschwindet rasch auf die Toilette, hält dort den Kopf unter den Wasserhahn, so lange, bis das lauwarme, stinkende Wasser die Erinnerung an diese eine, längst weit entfernte und doch unfassbar nahe Nacht und an alles, was danach folgte, weggeschwemmt hat. Zumindest für den Moment. »Wieso nur musste ich diesen verdammten Kerl ansprechen?«, fragt sie laut ihr Spiegelbild. »Wie blöd kann man nur sein?« Zu spät, denkt sie, es ist bereits geschehen, ich muss jetzt einfach so schnell wie möglich weg. Hinauf in die Wohnung, auf die Terrasse. Allein sein. Sie atmet durch, trocknet sich das Gesicht ab, verlässt die Toilette und sieht Daniel neben der Tür warten. Sein Blick drückt ehrliche Besorgnis aus.

»Es tut mir leid«, sagt er. »Kann ich dir irgendwie helfen?«

»Ist schon in Ordnung ...«, antwortet Clara und geht zurück zur Theke, seine schlurfenden Schritte im Rücken.

In einer Ecke des Lokals wird es plötzlich wieder laut. Drei betrunkene Australier bemühen sich, fünf junge Frauen zum Mitkommen zu animieren. Lautstark feilschen sie um den Preis für die gewünschten Leistungen.

»Du bist doch auf der Suche nach Material für einen Roman ...«, sagt sie und überlegt ein letztes Mal, ob sie dem, was sie da in Gang setzt, wirklich gewachsen ist.

Er sieht überrascht auf, greift nach der Zigarettenschmuck, zieht eine heraus, führt sie besonders langsam zum Mund und zündet sie an. Er nimmt einen tiefen Zug, bläst den Rauch höflich zur Seite.

»Ja, schon ...«, sagt er nickend.

Sie schluckt. Natürlich will er, denkt sie und gesteht sich ein, dass sie erleichtert ist über sein Nicken, darüber, dass sie diese Nacht nicht allein verbringen wird, nicht diese heutige, dunkle Nacht. Dass sie erzählen wird, endlich alles loswerden wird.

»Wenn du Zeit hast, die ganze Geschichte zu hören, dann erzähle ich sie dir. Du versprichst mir im Gegenzug, dass du sie aufschreiben wirst. Dass du einen Roman daraus machst. Ich lasse dir alle Freiheiten, nur musst du alles erzählen, wirklich alles, du darfst nichts auslassen.«

»Warum willst du das tun?«

»Ich weiß es nicht. Vielleicht, weil ich es als Chance sehe. Als eine Art Auslöschung. Oder Befreiung. Frag mich nur bitte nicht noch einmal, sonst überlege ich es mir womöglich wieder anders«, sagt sie leise.

»Einverstanden«, sagt er.

Eine Welle der Erleichterung überkommt sie.

»Trinken wir noch einen«, sagt sie und winkt der Barkeeperin zu. »Das wird nämlich dauern ...«

»Zeit ist kein Problem. Mein Flug geht erst zu Mittag. Eingeticket habe ich schon online. Ich sollte also eine Stunde vor Abflug am Flughafen sein. Bis dahin haben wir Zeit. Schlafen kann ich in Nagasaki auch.«

Die Männer kommen früh am Morgen. Ächzend, stöhnend und schwitzend bugsieren sie das riesige Instrument mit Gurten und auf untergeschobenen Rädchen ins Haus. Es dauert fast eine Stunde, bis der schwarze Flügel an der richtigen Stelle steht. Das Mädchen beobachtet die Aktivitäten interessiert und fragt sich, was das wohl für ein Ding ist, um das so viel Aufhebens gemacht wird. Bevor die Männer wieder gehen, decken sie den Flügel mit einer Plane ab. Als das Mädchen unter die Plane schauen möchte, signalisiert ihr einer der Männer mit erhobenem Zeigefinger, dass sie das nicht dürfe. Sie müsse warten, bis ihr Vater es ihr erlaube. Zuerst müsse noch der Klavierstimmer kommen.

Den Rest des Vormittags wartet das Mädchen also. Wo bleibt er nur, der Klavierstimmer? Das Mädchen wartet einige Tage, fast eine Woche, bis er wirklich eines Morgens erscheint. Er ist ein älterer, glatzköpfiger Mann mit dicker Hornbrille, der sein Sakko sofort auszieht und in einen grauen Arbeitsmantel schlüpft, den er erst wieder auszieht, als er sich nach getaner Arbeit ein paar Meter vom Flügel entfernt hat. Er spricht kaum, lehnt den Apfelstrudel ab, den ihm die Mutter des Mädchens anbietet, trinkt nicht einmal ein Glas Wasser. Er sitzt nur einige Stunden lang am Klavier, schlägt Töne an, schraubt im Inneren des Flügels herum, zupft an den Saiten, spielt Tonleitern, Akkorde. Dabei verändern die bereits klingenden Töne oft ihre Tonhöhen. Belustigt beobachtet ihn das Mädchen von der Treppe aus. Als er seine Arbeit beendet hat, schließt er den Flügel mit einem kleinen Schlüssel ab und überreicht ihn der Mutter. Sie soll ihn ihrem Mann geben, wenn er heimkommt. Bevor er geht, dreht er sich noch zu dem Mädchen um und

erklärt ihr mit Nachdruck, dass der Flügel nichts für kleine Kinder sei, dass sie ihn nur angreifen dürfe, wenn ihr Vater dabei ist. Allein nie, sonst würde sie ihn kaputtmachen. Das sei nämlich ein Instrument und kein Spielzeug. Dann ist er weg. Das Mädchen wartet, bis die Mutter ihn hinausbegleitet hat, und läuft zum Klavier, doch der Deckel ist wirklich verschlossen. Während der nächsten Tage streift das Mädchen immer wieder um das Klavier herum, es möchte unbedingt sehen und angreifen, was nichts für kleine Kinder sein soll. Jedes Mal, wenn sie sich an die belehrende Miene des Klavierstimmers erinnert, muss sie kichern. Es gibt doch nichts, was kleine Mädchen nicht dürfen, denkt sie, so ein dummer alter Mann.

Es ist Heiliger Abend. Vor dem Fenster tanzen flockig leichte Schneeflocken verspielt im Licht der Straßenlaternen.

Das Mädchen trägt ein rotes Kleid, dazu ein weißes Hemdchen. Das blonde Haar hat es mit einem bunten Band zu einem Pferdeschwanz gebunden. Es sitzt mit strahlendem Gesicht auf den Knien seines am Flügel sitzenden Vaters, dessen Pfeife lässig im Mundwinkel hängt.

Das Mädchen heißt Clara. Sie ist fünf Jahre alt.

Der Duft von Vanille, Zimt, Mandeln und Marzipan liegt in der Luft. In unregelmäßigen Abständen dringt die gedämpft klingende Stimme von Claras Mutter aus der Küche. Es sind immer nur ein paar einzelne Melodiefetzen aus den Refrains der von ihr heiß geliebten Schlager, mehr ist es nie. Auf dem Pult des Klaviers liegt die aufgeschlagene Partitur zu Claude Debussys *La Mer*.

Der Vater summt die eine oder andere Melodie aus diesem Stück, spielt immer wieder einzelne Akkorde an. Diese Melodiefetzen und Harmonien werden beinahe zwei Jahrzehnte in

Claras Kopf herumgeistern, bevor sie mit dreiundzwanzig bei der ersten Probe zu ihrem Diplomprüfungskonzert realisiert, dass sie sich genau jenes Werk zum Diplom ausgesucht hat, das ihr Vater beinahe täglich gespielt und gesummt hat.

Claras Vater hatte schon als Kind Musiker werden wollen. Zuerst Pianist. Dann, nach einer unsinnigen Schulhofrauferei, bei der ihm sein Kontrahent den kleinen Finger brach, Dirigent. Nach drei misslungenen Zulassungsprüfungen in Wien, Salzburg und Graz gab er dem Druck seines Vaters nach und lernte einen anständigen Beruf. Einen Beruf, der die Familie versorgte, der es ihm erlaubte, jeden Abend nach Hause zu kommen. Der ihn im Gegenzug dazu zwang, seine Träume zu begraben. Er wurde Apotheker, lernte Silvia kennen, heiratete sie und übernahm mit finanzieller Unterstützung seiner Eltern eine Apotheke in Neulengbach, einer kleinen Stadt in der Nähe von Wien.

Clara verbringt die Nachmittage nach der Schule zumeist bei ihrem Vater in der Apotheke. Dort nascht sie Süßigkeiten, unterhält die Kunden und bringt ihren Vater zum Lachen. An den Wochenenden geht Clara mit ihm im Wald wandern, sitzt gemeinsam mit ihm am Klavier, lässt sich von ihm bei den Hausaufgaben helfen. Vor dem Einschlafen erzählt er Clara improvisierte Geschichten oder liest ihr aus *Alice im Wunderland* vor.

In Claras Erinnerungen ist die Mutter kaum präsent. Die wenigen Momente mit ihr, die in ihrem Gedächtnis bleiben, sind nicht die schönsten. Sie war Tänzerin gewesen, hatte nach einem Jahr in Paris drei Jahre in einer Revue-Bar in Wien einen Vertrag, bis ihr die Anzüglichkeiten der Männer zu lästig wurden. Sie kündigte, ließ sich zur Schreibkraft umschulen und wurde Sekretärin in einer Rechtsanwaltskanzlei. Als sie Claras

Vater kennenlernte, kündigte sie und entschied sich, zu Hause für ihre Familie zu sorgen.

Das Klavier zieht das Mädchen magisch an. Bei jeder Gelegenheit klettert Clara auf den Klavierhocker, von dem ihre Füße hoch über den Pedalen baumeln. Zuerst schlägt sie zufällige Tonfolgen an, findet allerdings rasch heraus, dass gewisse Tastenkombinationen Melodien ergeben. Ermutigt durch den Vater, der ihr dabei hilft, das eine oder andere einfache Kinderlied zu spielen, ist Clara von dem riesigen Instrument mit den vielen Tasten so hingerissen, dass ihr Wunsch, Klavierunterricht zu bekommen, bald wahr wird.

Der Vater findet eine Privatlehrerin und Clara entpuppt sich rasch als außergewöhnlich talentierte Schülerin. Für die Schule lernt sie brav und übt mit voller Begeisterung Klavier. Leichte Stücke von Mozart und Schubert, Beethoven und Bach gelingen ihr ohne viel Aufwand. Selbst die Etüden von Carl Czerny und die lästigen Tonleitern übt sie mit Hingabe und Freude, weil sie irgendwie versteht, dass sie notwendig sind, um besser zu werden. Um dieses riesige schwarze Instrument beherrschen zu können. Und sie will besser werden, dafür sorgt ihr Ehrgeiz. Clara spürt diese Motivation in sich, die sie sich nicht erklären kann. Heute, rückblickend, weiß sie, dass es ihr wichtig war, den Vater glücklich zu sehen. Und dass sie einen Riesenspaß beim Klavierspielen hatte. Es war die einzige Sache, die ihr wirklich Freude bereitete.

Nach ungefähr einem Jahr erklärt die Klavierlehrerin, dass es für sie an der Zeit sei, regulären und professionellen Klavierunterricht zu bekommen. Sie vermittelt Clara an die Musikschule in der Landeshauptstadt, wo sie in die Klasse von Frau Ida Grienblat kommt. Die ehemalige Konzertpianistin ist sehr klein und sehr alt, trägt ausschließlich graue Röcke, weiße

Blusen und braune Strickjacken. Im Sommer wie im Winter. Und sie riecht angenehm nach frischer Minze, daran kann sich Clara gut erinnern. Ihr graues Haar ist stets zu einem strengen Dutt hochgesteckt. Sie hat meistens einen traurigen Gesichtsausdruck und lächelt kaum.

Die Stücke, die Clara mit ihr einstudiert, werden immer schwieriger und Clara wird immer besser. Sie entdeckt, dass sie Frau Grienblat manchmal auch beim Lächeln ertappen kann, wenn sie sich während eines Schlussakkords nur rasch genug zu ihr umdreht.

Bald steht Clara im Mittelpunkt der Vorspielabende an der Musikschule. Das führt allerdings dazu, dass die anderen Mädchen sie meiden. Die Buben bemühen sich hingegen um ihre Aufmerksamkeit. Das irritiert sie ebenso wie das Verhalten der Mädchen. Wenn Clara vor Publikum spielt, sucht sie als Erstes das zuversichtlich strahlende Gesicht ihres Vaters im Saal. Es genügt ihr, zu wissen, wo er sitzt, damit sie sich wohlfühlt und befreit spielen kann. Manchmal ist Claras Mutter auch dabei, doch sie hält sich nach den Konzerten mit lobenden Worten immer zurück. Stets beteuert sie, dass sie ja nichts von der Musik verstehe – sie sei ja nur Tänzerin gewesen – und dass sie Clara keine falschen Hoffnungen machen wolle. So wie ihr Vater das immer täte. Für Clara sei es so besser.

Als Clara elf Jahre alt ist, fährt ihr Vater an einem sonnigen Tag mit Frau Grienblat und ihr nach Wien. Frau Grienblat bittet den Vater, im Café Schwarzenberg auf sie zu warten. Dann greift sie vorsichtig nach Claras Hand.

»Bist du bereit?«, fragt sie.

Clara zögert, bevor sie lächelnd nickt.

Gemeinsam treten sie in das einschüchternde Gebäude neben dem Konzerthaus ein. Der Portier grüßt Frau Grienblat

mit einer tiefen Verbeugung und erklärt, dass der Herr Professor bereits auf sie warte. Er mustert Clara eingehend und tritt näher.

»Na, junges Fräulein, wenn du mit Frau Grienblat auf dem Weg zum Herrn Professor bist, dann schätze ich, dass du wohl bald hier studieren wirst«, sagt er, und Clara weiß nicht, was sie darauf antworten soll. Hilfesuchend sieht sie zu Frau Grienblat, die nickt und ihre Hand drückt. Deshalb nickt auch Clara.

Bis zu diesem Moment hat sie überhaupt nicht näher darüber nachgedacht, weshalb sie sich zu dritt auf den Weg nach Wien gemacht haben. Sie weiß, dass sie einem berühmten Pianisten vorspielen soll, mehr nicht. Sie hat es einfach akzeptiert. Ohne Hintergedanken. Sie will ja nur Klavier spielen.

Im dritten Stock begrüßt sie ein bärtiger Riese. Er strahlt wie ein Kind bei der weihnachtlichen Bescherung und drückt die alte Frau derart fest an sich, dass Clara besorgt die Luft anhält, so lange, bis er Ida Grienblat loslässt und sie wieder spricht.

»Grüß dich, mein lieber Adam«, sagt sie, noch ein wenig außer Atem von der Umarmung. »Ich darf doch noch immer Adam und Du zu dir sagen, jetzt, wo du hier Dekan bist, oder? Du schaust jedenfalls wie immer gut aus!«

»Aber wo«, sagt er fröhlich und breitet die Arme aus, »das hier bedeutet mir alles nichts. Natürlich bin ich weiterhin der Adam von früher! Wer sollte ich denn sonst sein? Mir geht es wunderbar, nur die Scheidung ist unfassbar teuer, aber was soll's, die Liebe kostet einfach viel Geld!«

Ida Grienblat nickt.

»Du musst Clara sein«, sagt er und streckt Clara seine Hand entgegen. »Ida hat mir schon sehr viel von dir erzählt.«

Clara schüttelt seine Hand, kann dabei kaum glauben, dass jemand mit so dicken und unförmigen Fingern ein

weltberühmter Pianist sein soll. Wahrscheinlich erwischt er immer zwei oder drei Tasten gleichzeitig, denkt sie und kichert nervös.

Er führt sie in einen Raum, in dem zwei schöne und lange Konzertflügel auf sie warten. Noch nie hat sie so große Instrumente gesehen.

Der Professor, der Claras Staunen beobachtet, erklärt stolz, dass es zwei Bösendorfer 280er seien.

»Darf ich vorstellen? Das sind Franz und Frédéric«, sagt er. »Was wirst du uns denn vorspielen?«

Stolz zählt sie die vorbereiteten Stücke auf. Joseph Haydns e-Moll-Sonate, Ludwig van Beethovens *Pathétique*, zwei Etüden von Frédéric Chopin und Arnold Schönbergs *Sechs kleine Klavierstücke*, op. 19.

»Schönberg! Schau, schau!«, ruft er anerkennend. »Da merkt man Frau Grienblats Einfluss. Wunderbar!«

Er setzt sich zu Frau Grienblat auf die Bank in der Ecke. Mit einer lässigen Handbewegung gibt er Clara das Zeichen zu beginnen.

Clara weiß nicht, ob sie den linken oder den rechten Flügel wählen soll, und noch weniger weiß sie, wie es sich anfühlen wird, auf dem ausgewählten Instrument zu spielen. In diesem Moment spürt sie erstmals die Nervosität, die später zu ihrem Alltag gehören wird. Sie wählt den rechten Bösendorfer, einfach, weil er näher bei Frau Grienblat steht, hievt sich umständlich auf den Klavierhocker, stellt die Höhe mit ein paar Griffen ein und denkt dabei daran, dass ihr Vater in einem Kaffeehaus auf sie warten muss und sie nicht hören kann.

Sie schließt für ein paar Sekunden die Augen, konzentriert sich und greift dann beherzt in den Eröffnungsakkord der *Pathétique*. Mit den danach folgenden punktierten Akkorden

hat sie die Nerven endgültig unter Kontrolle. Die Läufe in der rechten Hand perlen geschmeidig dahin, und als sie in den Hauptsatz hineinfliegt und aus der Achtelbewegung in der linken Hand heraus den Satz motorisch vorantreibt, hat sich die Welt um Clara bereits in Luft aufgelöst. Nach dem dynamischen Beethoven spielt sie den feinen Haydn, danach die virtuoseren Etüden von Chopin, und als sie im finalen Takt des sechsten Stücks von Schönberg die beiden leisen Akkorde wie Schatten beruhigend gleichmäßig gesetzt hat, taucht sie mit den letzten zwei Achtelnoten im tiefsten Register wieder in der Realität auf. Sie weiß, dass sie gut gespielt hat, und dreht sich stolz um.

Frau Grienblat strahlt. Ihre Augen glänzen.

Der Herr Professor sitzt mit geschlossenen Augen da und schweigt. Er wirkt auf Clara wie weggetreten, fast verstört. Sie wartet und beginnt langsam daran zu zweifeln, dass sie wirklich gut gespielt hat. Wieso schweigt er nur so lange? Ist er enttäuscht? Erst nach einer Ewigkeit öffnet er die Augen, erhebt sich von der Sitzbank und kommt zu Clara.

»Herzlichen Glückwunsch, junge Dame ...«, beginnt er und kratzt sich am Bart. Seine Stimme klingt seltsam belegt. »In Wahrheit darf ich mir und dem Haus gratulieren ...«, fährt er dann fort und wirkt nun aufgeregt, so aufgeregt, dass seine Stimme alle zwei Worte bricht, »dass uns ... eine so ... talentierte Studentin geschenkt ... wird! Ich hoffe doch sehr, dass du hier studieren willst?«

Ohne Claras Antwort abzuwarten, spricht er begeistert weiter, doch Clara hört und versteht kein Wort mehr. Glücklicherweise schwebt sie im Raum, in ihren Ohren rauscht es und sie kann es kaum erwarten, ihrem Vater die aufregende Nachricht zu übermitteln. Sie vernimmt nur einzelne Begriffe wie

Vorbereitungsjahrgang, Aufnahmeprüfung, Jahrhunderttalent und ein paar andere Dinge, die sie in keinen Zusammenhang bringen kann. Das alles interessiert sie auch nicht. Sie weiß nur, dass sie ihrem Vater in wenigen Minuten eine Riesenfreude bereiten wird.

Und dann tänzelt sie aufgeregt an Frau Grienblats Seite zum Café Schwarzenberg. Bereits beim Überqueren der Straße sieht sie ihren Vater im Profil an einem Fensterplatz neben dem Eingang sitzen. Die Zeitung hat er wie üblich vor dem Gesicht aufgestellt, die Pfeife hängt wie gewohnt im Mundwinkel. Er blickt genau in dem Moment auf und aus dem Fenster, als sie sich dem Café vom Schwarzenbergplatz über den Zebrastreifen nähern, den Clara dazu nutzt, glücklich von einem weißen Streifen zum nächsten zu hüpfen.

Der Vater lässt die Zeitung fallen und legt die Pfeife zur Seite. Er steht auf und läuft zum Ausgang, kommt Sekunden später aus der Tür. Clara stürmt ihm entgegen. Er hebt sie hoch, hält sie fest, dreht sich ein paarmal mit ihr und sagt: »Ich muss dich ja gar nichts mehr fragen, dein Gesicht sagt alles!«

Selig grinsend und mit feuchten Augen setzt er Clara wieder ab. Er nimmt sie an der Hand und dann essen sie mit Frau Grienblat noch ein Stück Torte im Café und trinken dazu eine heiße Schokolade mit viel Schlagobers. Er gibt dem mürrischen Kellner fünfzig Schilling Trinkgeld und erzählt stolz, dass seine Tochter nun bald Studentin an der Musikhochschule sein wird.

»Habe die Ehre, gnädiges Fräulein«, sagt der Kellner und deutet einen Handkuss an.

Sie laufen zum Auto, vergessen dabei immer wieder, dass Frau Grienblat nicht so schnell gehen kann. Auch sie ist bester Stimmung.

Der Vater fährt die Wienzeile entlang, an Hütteldorf vorbei und auf die Autobahn auf. Immer wieder sucht er Claras Blick im Rückspiegel. Diese Szene hat sie noch heute vor sich, wenn sie an ihn denkt. Ida Grienblat sitzt vorne neben Vater und erzählt aufgeregt von Claras Vorspiel. Der Vater hört zu, hin und wieder stellt er eine Frage, nickt oder gibt zustimmende Laute von sich. Er sagt es nicht deutlich, doch Clara spürt seinen ganzen Stolz. Grinsend sitzt sie auf der Rückbank, schaut aus dem Fenster und weil sie so aufgeregt ist, versucht sie vergeblich, nicht zu lauschen.

An einer Baustelle bremst der Vater sanft ab und Frau Grienblat erzählt gerade, dass der Professor Clara nach dem Vorspiel ein Jahrhunderttalent genannt hat, als Claras Welt mit einem lauten Krachen zerschellt.

Ein hinter ihrem Auto fahrender Lastwagen ist ungebremst in den Wagen gedonnert. Der Fahrer hatte das Schild übersehen, das die Baustelle ankündigte, und nicht bemerkt, dass das vor ihm fahrende Fahrzeug die Geschwindigkeit verringert hatte.

Doch das erfuhr Clara erst viel später. Als sie aufwachte, befand sie sich in einem unbekanntem Raum. Alles war weiß und kalt. Die Mutter saß an ihrem Bett und schluchzte. Als sie bemerkte, dass ihre Tochter wach war, umarmte sie sie unbeholfen und verließ das Zimmer.

Clara bekam damals nicht viel mit, man hatte sie mit Schmerzmitteln ruhiggestellt. Der Stuhl an ihrem Bett war meistens leer, und wenn nicht, dann saß ihre Mutter mit verheulten Augen da und schwieg beharrlich. Ein paar Tage später teilte einer der Ärzte Clara mit, dass ihr Vater und Frau Grienblat den Unfall nicht überlebt hatten. Der Lastwagen hatte ihr Auto von der Fahrbahn über die Böschung katapultiert. Es sei

ein Wunder, dass sie überlebt habe. Er meinte, dass wohl ein Schutzengel auf Clara aufgepasst habe.

Hasserfüllt schrie sie diesen Schutzengel in den Alpträumen an, in denen sich der Unfall und alles, was davor gewesen war, in Zeitlupe und Endlosschleife wiederholte. Sie beschimpfte ihn und fragte ihn voll Zorn, wie er sie retten und gleichzeitig Vater und Frau Grienblat einfach so vergessen hatte können. Erst viele Jahre später war sie endlich dazu bereit, diesem unfähigen Schutzengel zu verzeihen.

3

In den darauffolgenden vier Jahren ging ich zur Schule, lernte kaum und musste dennoch keine Klasse wiederholen. Zumindest bestätigen das die Schulzeugnisse aus dieser Zeit. Mehr ist dazu nicht zu sagen.

Nach einer kurzen Trauerphase begab sich Mutter aktiv auf die Suche nach einem neuen Mann, der Vater möglichst rasch und vollumfänglich ersetzen sollte. Doch sie suchte wohl zu intensiv und fiel deswegen andauernd auf oberflächliche Nieten rein. Die Männer, die in Mutters Bett übernachteten, gaben sich während dieser Zeit beinahe die Klinke in die Hand.

Im Jahr 1996 als einundvierzigjährige Frau zur Witwe geworden, sah sie ihre Chancen auf einen Mann, mit dem sie die restlichen Tage ihres Lebens verbringen könnte, mit jedem Tag rapide schwinden. Problematisch wurde es allerdings erst, als sie nach dem dritten Mistkerl Papas Whiskysammlung für sich entdeckte und dabei bald feststellte, dass der Alkohol nicht nur eine angenehm schmerzstillende Wirkung hatte, sondern auch von den unangenehmen Eigenschaften ihrer neuen Liebhaber ablenkte.

Ich will ihr das alles nicht zum Vorwurf machen, das nicht. Damals fühlte ich mich aber völlig alleingelassen. Nicht nur bei der Unterstützung im Alltag, sondern vor allem da, wo man diese Lieblosigkeit kaum messen kann. Am meisten fehlte mir eine liebevolle Unterstützung, das Gefühl, trotz des Verlusts meines Vaters in Sicherheit zu sein. Das Gefühl, geliebt zu werden. Vielleicht die eine oder andere ehrlich gemeinte Umarmung. Doch da kam nichts. Damals fühlte es sich so an. Aber dazu später. Es gibt andere, viel gewichtigere Dinge, die ich ihr lange nicht verzeihen konnte.

Doch auch dafür ist es noch zu früh.

Zurück.

Während ich in meinem Zimmer dahinvegetierte, das ich in ein dunkles Loch verwandelt hatte, schwamm Mutter von Rausch zu Rausch und von Mann zu Mann. Von Enttäuschung zu Enttäuschung. Ich sah die Kerle im Morgengrauen davonschleichen oder hörte sie noch in der Nacht lautstark schimpfend die Treppe hinunterpoltern. Sie probierte es mit älteren Herren, die sich als zu stur und viel zu eingefahren erwiesen. Dazu im Bett als enttäuschende Versager, wie ich sie oft ins Telefon flüstern hörte. Die Gleichaltrigen erwiesen sich zumeist entgegen ihren vorherigen Behauptungen als bereits glücklich verheiratet. Und waren doch auf der Suche nach einem Abenteuer. Das allein wollte Mutter allerdings nicht sein. Sie versuchte es auch mit jüngeren Typen. Der jüngste Liebhaber meiner Mutter war, wenn ich mich richtig erinnere, einundzwanzig. Leider ergab sich da ein neues Problem. Die paar jungen Männer hatten zwar offenbar ihre Vorzüge als Liebhaber – ich habe sie damals oft am zweiten Apparat beim Telefonieren belauscht –, wollten aber keine ernsthafte Beziehung. Spaß ja, Bindung nein. Noch dazu mit einem so schwierigen, depressiven Kind als obligater Zugabe. Wer brauchte denn schon so was? Je deutlicher Mutter realisierte, dass es den Mann, der all ihren Wünschen entsprach, einfach nicht gab, desto mehr trübte sich ihr Urteilsvermögen ein. Der Alkohol tat das Übrige dazu. Dass sie sich durch das Trinken noch mehr aus dem Rennen nahm, verstand sie leider erst viel zu spät. Gerne warf sie mit Schuldzuweisungen um sich: Vater, ich und diese Scheißmusik, wir seien die Verantwortlichen für ihre Misere. Wenn nur diese alte Grienblat nicht gewesen wäre. Wenn nur diese verdammte Musikhochschule nicht ...

Gut, dass Papa das alles nicht mehr hören musste. Natürlich entschied sie sich am Ende für den falschen Mann.

Während sich Mutter also torkelnd auf die Suche nach dem richtigen Lebenspartner begab, schlafwandelte ich teilnahmslos durchs Leben.

Allein. Ohne Klavier.

Ich konnte mich nicht mehr an den Flügel setzen, ohne zu heulen. Immer wieder versuchte ich es, setzte mich auf den Klavierhocker, öffnete zaghaft den Deckel und legte meine Hände auf die Tasten. So saß ich oft stundenlang unbeweglich am verstummten und längst von einer Staubschicht bedeckten Flügel. Die Vorstellung, dem Klavier Töne zu entlocken, erfüllte mich mit Abscheu, trotzdem empfand ich einen unerklärlichen Zwang, mich ans Instrument zu setzen. Klassische Musik löste bei mir Magenschmerzen aus. Ich tat alles, um ihr aus dem Weg zu gehen. Klaviermusik erinnerte mich unausweichlich an Papa und spülte alle schmerzhaften Erinnerungen wieder an die Oberfläche.

Der Professor aus Wien rief in der Zeit nach dem Unfall öfter an. Er bemühte sich wirklich sehr, mich zum Weitermachen zu bewegen. Als er einsah, dass es sinnlos war, sagte er zu mir, dass ich mich jederzeit melden könne, wenn ich wieder Lust auf die Musik hätte. Doch mit jedem Tag, der verging, vergrößerte sich meine Distanz zur Musik. Vielleicht hätte mir eine Therapie geholfen. Bestimmt. Doch Mama hatte dafür keinen Kopf. Kein Interesse. Sie musste ihre Zukunft regeln.

Als ich im September 1999 in die Oberstufe wechselte, schickte mich Mutter ins Internat nach Wien. Das sei besser für mich, meinte sie. Es würde mich reifer und selbstständiger werden lassen. Einer Freundin schilderte sie hingegen am Telefon, dass sie meine vorwurfsvollen Blicke, meinen sich

dahinschleppenden Gang und meine Niedergeschlagenheit nicht mehr aushielt. Meine ständigen Stimmungsschwankungen. Meine ihre Nerven strapazierende Unausgeglichenheit. Meine leidende Stimme beim Ablehnen des von ihr so liebevoll zubereiteten Frühstücks. Meine kraftlose Körperhaltung, wenn ich nach der Schule nach Hause kam und wie ein Geist in meinem Zimmer verschwand. Dass ihr schon der Blick auf meine Zimmertür – ich hatte ein Schild angebracht, auf dem KEIN EINTRITT stand – alle nur erdenklichen Zustände bereiten würde. Dass sie kurz davor sei, wegen mir durchzudrehen.

»Das Mädchen ist wie ein ständiger Vorwurf«, schimpfte sie flüsternd ins Telefon. »Ich halte sie hier nicht mehr aus. Wenn das so weitergeht, dann kann ich mich gleich in die Psychiatrie einliefern lassen oder überhaupt in die Donau werfen. Außerdem will mich mit ihr im Anhang sowieso keiner! Welcher Mann nimmt denn eine in meinem Alter? Und dann noch mit so einem Kind! Sie ist so unglaublich schwierig. Wie sie diese Typen ansieht! Einer meinte überhaupt, dass sie ein verwöhntes Balg sei, dem man die Dämonen austreiben müsse ... Sie ist so ein belastendes Kind. Was soll ich denn nur tun? Es ist eine Katastrophe. Natürlich meldet sich von denen keiner mehr bei mir, solange ich diesen Klotz am Bein habe.«

Am Tag nach meiner Übersiedlung ins Internat verkaufte sie den Flügel. Davon erfuhr ich allerdings erst, als ich für die Herbstferienwoche heimkam.

Es schüttete und Mutter war nicht wie vereinbart zum Bahnhof gekommen, um mich abzuholen. Ich lief im strömenden Regen nach Hause und öffnete die Haustür mit meinem Schlüssel. Tiefend nass stand ich im Flur, blickte ins Wohnzimmer und hörte die Musik. An der Stelle, an der vor nicht einmal zwei Monaten der Flügel noch seinen Platz gehabt hatte, stand

nun eine hässliche, riesige Soundanlage mit zwei ebenso großen Lautsprechern, aus denen Schlagermusik tönte. Aus dem anderen Teil des Wohnraums hörte ich Rascheln, hektisches Flüstern und sah wenige Momente später den ersten nackten Mann meines Lebens. Er war ungefähr gleich alt wie Mama, hatte einen Schnurrbart und trug eine Reitgerte in der Hand. Seine Füße steckten in weißen Socken und an seinem schlaffen Penis hing ein Kondom. Wenige Sekunden später stand auch Mutter vor mir. Sie hielt einen Staubwedel in der Hand und war bis auf eine gar nichts verdeckende Putzfrauenschürze nackt. Ich weiß nicht, wie lange wir uns gegenseitig anstarrten. Wenn ich mir die Situation heute in Erinnerung rufe, fühlt es sich an, als ob dieser Moment ewig gedauert haben muss.

»Was machst du hier?«, kreischte Mutter hysterisch.

»Wer zum Teufel ist das?«, schrie der nackte Typ.

Ich sagte kein Wort, verließ das Haus, ging wie in Trance zurück zum Bahnhof und fuhr mit dem nächsten Zug zurück nach Wien. Niemand hielt mich auf.

Erst Jahre später sah ich meine Mutter wieder. Auf der Maturafeier, für die ich ihr eine Einladung geschickt hatte. Aus Mitleid. Nein, nicht nur, ich muss ehrlich bleiben. Ich wollte ihr zeigen, was ich aus eigener Kraft erreicht hatte. Ganz ohne ihre Hilfe. Insgeheim hatte ich gehofft, durch meinen Erfolg zu beweisen, dass ich ihrer mütterlichen Liebe würdig sei. Dass sie mir nun die Zuwendung geben würde, die ich so sehr vermisst hatte.

Wäre ich damals nicht zurück nach Wien geflüchtet, wäre wohl vieles ganz anders gekommen. Aber oft führen solch einschneidende Erlebnisse dazu, dass man sich selbst einen harten Tritt in den Allerwertesten gibt. Einen Tritt, der einen dazu bringt, endlich Dinge in Angriff zu nehmen, sich auf die

Hinterfüße zu stellen und Verantwortung für sein Leben zu übernehmen.

Bereits am Weg zum Bahnhof entschied ich, dass es nun endgültig an der Zeit war, ein neues Leben zu beginnen. Besser heute als morgen. Dass ich nach Vaters Tod derart in einem Loch versackt war, ohne positive Aussicht, antriebslos, auf dem besten Weg, mein Leben zu versauen, das hätte ihn unfassbar unglücklich gemacht. Es hätte ihm das Herz gebrochen. Er hätte mich dazu angespornt, weiterzumachen und zu leben. Ich hatte zwar keine Ahnung, wie dieses Leben aussehen könnte, doch das war im Augenblick egal. Ich musste die Dinge nun selbst in die Hand nehmen. Meinen Weg suchen. Und finden.

Im Zug blieb ich in der Nähe der Waggontür stehen. Da, wo in den alten Zuggarnituren der Platz für Fahrräder oder Gepäckstücke war. Erinnerst du dich? Durchnässt, wie ich war, wollte ich mich nicht auf die gepolsterte Sitzbank setzen. Ich konnte es kaum erwarten, am Westbahnhof auszusteigen und in Wien herumzustreunen. Ohne Ziel, ohne Sinn. Im Internat erwartete man mich erst in einer Woche.

An der nächsten Haltestelle, Eichgraben-Altengbach, stieg ein schlaksiger Junge mit einem Hartschalen-Cellokoffer ein. Auch er war komplett durchnässt. Er stellte das Instrument ab, öffnete den Koffer und prüfte hektisch, ob sein Cello trocken geblieben war. Mir fielen seine hellblauen Augen auf, die überhaupt nicht zum dunklen Teint und den viel zu langen Haaren, die ihm im Gesicht klebten, passten. Es war nicht so, dass er mir gefallen hätte, ich hatte bis dahin eigentlich kaum Gedanken an Burschen verschwendet, doch er hatte meine Aufmerksamkeit erregt. Rückblickend denke ich, dass es das Instrument war, das mein Interesse an ihm geweckt hatte.

Als er sich vergewissert hatte, dass das Cello trocken und in Ordnung war, atmete er erleichtert auf. Wir sahen uns an und lachten.

»Ich bin der Thomas«, sagte er und streckte mir unbeholfen die Hand entgegen.

»Clara«, antwortete ich, schüttelte seine Hand und überlegte, um wie viele Jahre er älter als ich sein mochte. Ich schätzte ihn auf achtzehn oder neunzehn. Also war er ungefähr drei bis vier Jahre älter als ich.

»Warum bist du auf dem Weg nach Wien?«, fragte er.

»Frag nicht«, erwiderte ich. »Meine Mutter ...«

»Willkommen im Klub, bei mir ist es der Vater. Ich konnte ihn und seine neue Zuckerfee nicht einmal eine Viertelstunde ertragen. Bereits nach zwei Minuten musste sie mich belehren, dass ich mein Cello bitte nie wieder, also wirklich, nie... nie, nie, nie wieder auf ihrem sündteuren Kaschmirirgendwas-superteuert Teppich abstellen solle. Ob ich wisse, was der gekostet habe? Ob ich dummer Bub mir das wohl merken könne? Und mein Vater nickte da nur, so, jaja, da darfst du wirklich kein Cello drauf abstellen. Als ob das Ding ein stinkender Kackhaufen wäre, den ich auf dem ach so kostbaren Teppich hinterlassen hätte ... Als ich ihr gesagt habe, dass mein Cello sicherlich viel teurer als ihr dämlicher Teppich ist, ist sie ausgezuckt. Also noch mehr als vorher. Da bin ich echt lieber allein in meiner WG während der Ferienwoche.«

»Und ich lieber im Internat«, sagte ich.

Dann redeten wir wild drauflos und irgendwann waren wir am Westbahnhof. Thomas holte seinen Regenmantel aus der Tasche und lachte, weil er vergessen hatte, dass er einen dabei hatte, zog ihn über den Cellokoffer, und so liefen wir im Regen die Mariahilfer Straße hinunter bis zum Haus des Meeres, wo

der Regen plötzlich aufhörte, und dann weiter hinunter zum Naschmarkt und hinüber in die Operngasse in den vierten Bezirk. Wir lachten über die durchnässte Kleidung, lachten über alles Mögliche. Wenn ich versuche, mich zu erinnern, worüber wir damals sprachen, fällt es mir beim besten Willen nicht mehr ein. Es war nichts Substanzielles, denke ich, es war vielmehr die unbeschwerte Stimmung, die mich zu Thomas Vertrauen schöpfen ließ. Das half mir dabei, mich aus meiner inneren Erstarrung zu lösen. Unbeschwert zu sein. Ich weiß nur, jetzt, rückblickend, dass damals, als ich mit Thomas im Regen unterwegs war, irgendein Schalter in mir umgelegt wurde. Plötzlich schien alles so einfach. So klar. An einem Würstelstand aßen wir Bratwürste mit Senf und Brot.

Ich folgte Thomas in seine Studentenbude im fünften Stock eines Neubaus. Dort standen wir uns gegenüber und wussten erst einmal nicht, was jetzt folgen sollte. Er schlüpfte aus seinen Schuhen und brachte mir ein Handtuch, ein T-Shirt, Boxershorts und einen Wollpulli und zeigte mir den Weg ins Badezimmer.

Später saßen wir uns in der kleinen Küche gegenüber und redeten. Über Musik und das Leben. Ich erzählte von Papa und dem Unfall, von Frau Grienblat und der Musik, die mein Leben bis zum Tag des Unfalls dominiert hatte. Von der Musik, der ich damals die Schuld daran gab, dass mein Vater tot war und mein Leben keinen Sinn mehr hatte.

Und Thomas hörte mir zu. Er hörte mir zu, wie mir seither kein Mann mehr zugehört hat. Er unterbrach mich nie, stellte nur die eine oder andere Frage und wirkte ehrlich an mir und meinem Leben interessiert. Am Ende nahm er mich in den Arm und ließ mich nicht mehr los, bis meine Tränen versiegt waren.

»Wenn du möchtest, kannst du gerne bis nächste Woche hierbleiben. Meine beiden Kollegen sind auf einer Konzerttournee mit dem European Union Youth Orchestra. Ich beziehe dir das Bett im Zimmer von Niklas frisch, er ist Flötist, und du machst es dir da einfach gemütlich. Er hat sicher nichts dagegen. Einverstanden?«

Ich nahm die Einladung sofort an. Wir tranken noch eine Flasche Wein – ich hatte zuvor noch nie Alkohol getrunken –, und Stunden später brachte mich Thomas mit meinem ersten Rausch ins Bett.

Nein, da war nichts. Gar nichts. Thomas war anders, er machte sich nichts aus Mädchen, wie ich später herausfinden sollte. Doch das tut eigentlich nichts zur Sache, weil ich mir sicher bin, dass er sich auch sonst nicht anders verhalten hätte. Er wurde mein bester Freund, der einzige Mensch übrigens, der mein Vertrauen nie missbrauchte. Nein, nicht der Einzige, das stimmt nicht, Mellinger hat mich auch nie verraten.

Als ich am nächsten Morgen aufwachte, hatte ich Kopfschmerzen und ein flaues Gefühl im Magen. So musste sich wohl ein Kater anfühlen. Mit einem Mal fühlte ich mich sehr erwachsen. Thomas hatte bereits fürs Frühstück eingekauft und den Tisch gedeckt. Ich hörte die Kaffeemaschine zischen und sah eine Ausgabe von Beethovens Cellosonaten am Frühstückstisch liegen. Während wir frühstückten, deutete er auf die Partitur und sah mich fragend an.

»Vielleicht hast du Lust ...«, sagte er.

Schon wieder stiegen die Tränen in mir hoch und Thomas umarmte mich.

»Wenn du nicht willst, ist das kein Problem. Ich denke nur, dass es vielleicht schön sein könnte, es wieder einmal zu probieren.«

Die verschiedensten Ausreden kreisten in meinem Kopf. Doch keine davon schien mir überzeugend genug, um tatsächlich Nein zu sagen.

»Ich habe seit Jahren kein Klavier mehr angefasst ...«, entschuldigte ich mich schließlich.

»Und ich habe die Noten erst seit drei Tagen und noch kein einziges Mal hineingeschaut. Obwohl ich die erste Sonate nach den Ferien für den Unterricht vorstudiert haben sollte. Ist doch nicht schlimm, oder? Außerdem gibt es hier nur ein verstimmtes Pianino. Das zählt ja nicht einmal wirklich als Klavier.«

Ich griff nach den Noten und schaute mir die erste Sonate in F-Dur an. Zuerst ein zögerndes Unisono, dann schlichte Begleitfiguren und erst danach eigenständige Linien. Die Einleitung sah nicht schwierig aus. Ich hatte mit Ida Grienblat vierhändig Klavier gespielt, doch noch nie im Duo mit einem anderen Instrument.

»Ich weiß nicht, ob ich das schaffe ...«, sagte ich zögernd.

»Dann lass es uns doch einfach probieren, sonst finden wir es nie heraus«, sagte er und sein unbekümmertes Lachen überzeugte mich. »In Ordnung?«

Als ich dann am Hocker vor den Tasten saß, verließen mich die Zweifel. Ich bemühte mich, so viele Töne wie möglich zu erwischen. Immer wieder unterbrachen wir und Thomas half mir mit einigen rhythmischen Feinheiten. Ich war überhaupt nicht in Form. Und es waren nicht nur die Finger eingeroset. Auch mein Kopf war nicht mehr fit. So ackerten wir uns durch den ersten Satz. Nach einer Stunde funktionierte das Zusammenspiel schon recht gut. Es machte mir unglaublich viel Spaß, wieder zu musizieren, und es tat mir gut, auch wenn es nur ein wirklich bedauernswertes Pianino war, an dem ich

da Beethoven mit Thomas vom Blatt las. Es war beinahe, als hätte ich wieder Atmen gelernt.

»Also, ich würde sagen, mit ein wenig Übung bist du wieder voll dabei«, sagte er. »Das ist zwar nur meine bescheidene persönliche Meinung, aber ...«

Er übertrieb natürlich, das wusste ich damals auch, doch ich verstand da, genau in dem Moment, dass ich diese Erkenntnis nicht ignorieren konnte: Ich musste Musik machen. Daran führte kein Weg vorbei.

Für mich. Und für die Erinnerung an meinen Vater.

Wir saßen den ganzen Tag lang am Bett und hörten CDs mit Cellokonzerten von Dvorak, Elgar, Haydn, Schostakowitsch und anderen Komponisten. Den größten Eindruck machte das *Concerto pour violoncello et orchestre en forme de pas de trois* des deutschen Komponisten Bernd Alois Zimmermann auf mich, von dem ich bis zu diesem Tag noch nie gehört hatte. Auch wenn ich bereits Schönberg gespielt hatte; diese Musik war für mich wie eine Offenbarung. Sie war schrill, flirrend, rhythmisch vertrackt, atonal und gleichzeitig hochexpressiv. Mit einer Art verspieltem Humor – ja, irgendwie schon –, aber auch todernst und zielgerichtet. Auch wenn ich diese Musik analytisch überhaupt nicht verstehen konnte, hatte sie doch etwas in mir berührt. Es gab so viele Stücke, die ich noch nicht kannte. So viel Musik, die ich noch kennenlernen musste.

Als es Abend wurde, sah mich Thomas plötzlich an und fragte, ob ich den Musikverein kenne.

Ich schüttelte den Kopf.

Wir gingen zum Karlsplatz, wo er mir das Gebäude zeigte, das eine Art heiliger Ort für ihn zu sein schien. Er stellte sich an der Abendkasse an und kaufte zwei Stehplatzkarten für das Konzert. Stolz hielt er sie hoch.

Ich genierte mich, dass mir weder der Name des Orchesters noch der des Dirigenten bekannt waren, doch ich gestand Thomas meine Unwissenheit. So viel Ehrlichkeit musste sein.

»Dann kannst du dich ja freuen«, sagte er zufrieden. »Bernard Haitink ist einer der wichtigsten Dirigenten unserer Zeit und das Concertgebouw aus Amsterdam eines der besten Orchester überhaupt. Wir hatten irres Glück, überhaupt noch zwei Stehplatzkarten zu bekommen.«

Er zog mich an der Garderobe vorbei, die Marmorstiege über den roten Teppich hinauf. Als ich in den Saal trat, hatte ich feuchte Augen. Ich spürte einen seltsamen Druck im Hals. Da wir früh genug da waren, ergatterten wir noch Plätze in der ersten Stehplatzreihe, direkt hinter dem Geländer. Der Saal füllte sich rasch. Um halb acht kamen die Musikerinnen und Musiker mit ihren Instrumenten auf die Bühne. Die Herren im Frack, die Damen in langen, lilafarbenen Kleidern. Gebannt starrte ich auf die Bühne. Das Orchester stimmte die Instrumente, und wenige Augenblicke später begann das Publikum zu applaudieren. Alle Musikerinnen und Musiker standen auf, als ein älterer Herr mit Glatze zwischen den Bratschen und Celli ans Dirigentenpult schritt. Er gab dem Konzertmeister die Hand, deutete der Vizekonzertmeisterin einen Handkuss an und verbeugte sich unaufgeregt vor dem Publikum. Er schien die Ruhe selbst zu sein. Auf sein Zeichen setzte sich das Orchester. Im Saal herrschte angespannte Stille. Ich hielt den Atem an und befürchtete, dass man mein lautstark klopfendes Herz bis nach vorne hören könnte, sah mich um, doch niemand schien sich daran zu stören.

Dann gab der Dirigent einen Auftakt und ein stampfender Rhythmus in den Streichern mit Militärtrommel setzte das Stück in Gang, ein Marsch, eine alles überstrahlende

Trompete, bis verschiedene Orchestergruppen in ausdrucksstarke Kantilenen übergingen. Die Musik brauste auf, fing sich in innigsten Momenten, Ruhepole, die das schrille Blech jäh unterbrach. Noch nie hatte ich derartige Musik gehört. Es war unvergleichlich. Das Concertgebouw spielte Gustav Mahlers sechste Symphonie. Nach achtzig Minuten kam das Orchester in einer hymnisch strahlenden Schlussapotheose zusammen, die nach einem kurzen Aufbäumen in den tiefsten Registern tragisch ausklingen durfte. Ein letzter vergeblicher Versuch einer melodischen Linie, zu Fall gebracht durch einen heftigen Aufschrei des gesamten Orchesters.

Während ich noch in Mahlers Welt schwebte, brandete tosender Applaus im Publikum auf. Bravo-Schreie tönnten aus allen Ecken und Enden des Saales. Der Dirigent dankte dem Orchester, schüttelte die Hände der Musiker, die an den ersten Streicherpulten saßen, ließ eine ganze Reihe von Bläsern aufstehen und erst dann wandte er sich milde lächelnd zum Publikum um und verbeugte sich.

Ich schwebte die Marmortreppe hinunter, hörte nichts, sah nichts, fand mich mit meinen Gedanken noch im Orchester, in der Musik. Erst später, als ich Thomas im Café Museum gegenüber saß, nahm ich ihn endlich wieder wahr.

»Na, das muss dich ja ordentlich beeindruckt haben«, sagte er.

»Es war der schönste Abend meines Lebens«, erwiderte ich. »Dankel!«

Ich drückte ihm einen Kuss auf die Wange und stellte überrascht fest, dass er errötete.

»Weißt du was«, sagte ich überwältigt, »ich will Dirigentin werden. Irgendwann werde ich diese Musik dirigieren.«

Schmunzelnd betrachtete er mich. »Gut, sehr gut. Das freut

mich. Und bei deinem Debüt im Musikverein machst du mit mir das Cellokonzert von Dvorak. Abgemacht?«

»Versprochen«, sagte ich.